

„Den Meiningern in Erinnerung bringen“

Die Musikwissenschaftlerin Herta Müller hat sich viele Jahre lang mit Max Reger und seiner Zeit am Meiningener Fürstenhof beschäftigt. In einem kleinen Buch hat sie nun noch einmal zusammengefasst, was sie den Menschen hierzulande über den berühmten Komponisten erzählen möchte.

Von Peter Lauterbach

Das Buch, sagt Herta Müller, „steht im Regal, aber ich bin weg.“ Das Buch hat hunderte Seiten und wiegt ziemlich genau 1,5 Kilogramm. Herta Müller hat das mittels Küchenwaage festgestellt. Es liegt natürlich in ihrem Wohnzimmer, wie viele Arbeiten aus ihrer Zeit als Musikwissenschaftlerin an den Meiningener Museen. Das Regal, das sie meint, aber steht in der Elisabethenburg. Und in diesem Regal findet sich „das Buch“, genauer gesagt, Band sieben der „Reger Studien“, auch. Vor vielen Jahren vom Max Reger Institut in Karlsruhe herausgegeben. Herta Müller hat darin einen Aufsatz mit dem Titel „Max Reger am Meiningener Hof im Konflikt zwischen Zielen und Pflichten“ veröffentlicht. Rund 60 Seiten mögen es insgesamt sein.

Zwischen den Zeilen lesen

In Meiningen wird in all den Jahren kaum jemand diesen Aufsatz zur Kenntnis genommen haben. Außer vielleicht Maren Goltz, Herta Müllers Nachfolgerin in der musikwissenschaftlichen Abteilung der Meiningener Museen. Wer legt sich schon einen solch schweren Schinken auf den Nachttisch, in dem die Texte mit unzähligen Anmerkungen und Quellenverweisen versehen sind? Deshalb sagt die Musikwissenschaftlerin sinngemäß: Vielleicht nicht alles, aber vieles, was sich über den berühmten Komponisten und seine vier Jahre währende Meiningener Zeit erzählen ließe, steht zwar da im Regal, aber sie selbst, die darum weiß, ist eben seit 2004 nicht mehr im Museum. Und kann sich dennoch im Ruhestand nicht ganz von der Aura eines Max Regers lösen: „Mich hat schon immer gereizt, zwischen den Zeilen zu



Herta Müller mit dem dicken Wälzer zur Regerforschung von damals und ihrem neuen Buch über Max Reger.

Foto: Michael Reichel

lesen“, bekennt sie ihr nach wie vor waches Interesse an diesem Thema.

Nun passiert ein glückliches Ereignis: Die Stadt Meiningen ehrt den Komponisten zum 150. Geburtstag mit Festtagen. Ein Festprogramm wird aufgelegt, eine launige Festbroschüre geschrieben, die viele Facetten zum Leben und Wirken des Komponisten im Meiningener Dunstkreis beleuchtet – und vor allem Menschen interessieren will, die mit Reger bislang wenig oder gar nichts anfangen können. Eine toll illustrierte Handreichung für Kulturinteressierte, könnte man sagen. Man fragt auch Herta Müller nach einem Text. Sie ist angetan und lässt sich Kopien ihres im Buch veröffentlichten Aufsatzes

vom Max Reger Institut schicken, empfiehlt diese den Kulturlenkern ihrer Stadt. Und die wiederum zeigen sich nach der Begutachtung entzückt, gebieren schließlich die Idee, daraus eine eigenes kleines Buch zum großen Jubiläum zu machen. Am vergangenen Samstag hat die Autorin „Max Reger in Meiningen“ in der Schlosskirche der Öffentlichkeit vorgestellt. Der alte Text von damals ist es aber nicht.

Denn Herta Müller entscheidet sich dazu, auf sämtliche Anmerkungen und Quellenangaben, die sie einst im Stil wissenschaftlicher Arbeiten direkt in den Text eingefügt hat, zu verzichten. Sie muss dazu den gesamten Aufsatz umarbeiten, auch an der ein oder

anderen Stelle gefälliger machen. „Ich habe dabei auf eine gute Lesbarkeit geachtet, das ist mir wichtig“, sagt sie. Denn diesmal richtet sich ihr Text nicht an ein Fachpublikum, sondern an alle, die über etwas über den Komponisten erfahren wollen. „Ich möchte Max Reger den Meiningern in Erinnerung bringen“, sagt sie. Und damit auch die Erinnerung an eine Zeit wachrufen, die zwar mittlerweile länger als 100 Jahre zurückliegt, in der für das Herzogtum aber auch eine letzte, kurze, große Ära anbrach: 1909 wird das niedergebrannte Theater mit Glanz und Gloria wiedereröffnet, 1914 stirbt Georg II. Genau in dieser Zeit schlägt Max Reger – nach Vermittlung durch den Meiningener Hofka-

pellmeister Fritz Steinbach – an der Werra auf, später wird sie zu seinen glücklichsten Jahren zählen. Danach ist Krieg und der unglückliche Bernhard III. muss schließlich sein Herzogtum und damit eine ganze Epoche zu Grabe tragen.

Max Regner widmet in seiner eifrigen Meiningener Komponierphase zwei Werke unmittelbar den Kulturgrößen der Stadt: Das „Konzert im alten Stil“ (Op. 123), das erste Meiningener Werk, trägt er dem Herzog an, der sich ihm als eine Art väterlicher Freund zu erkennen gibt – nicht ohne Widerspruch am Hof übrigens. Seine Mozart-Variationen, genau „Variationen und Fuge über ein Thema von Mozart“ (Op. 132), schenkt er der Hofkapelle, und damit jenem Orchester, das ihn in seiner Meiningener Zeit geradezu beflügelt. Sie spielt zu den Reger-Festtagen, von einigen wenigen Solisten abgesehen, nicht – was in der Stadt durchaus Unverständnis auslöst.

Ehrungen haben Tradition

Mit den Festtagen zum 150. Geburtstag setzt Meiningen dennoch – wenn auch auf bescheidenerem Niveau als in früheren Jahren – eine Tradition fort. Zuletzt findet 1973, zum 100. Geburtstag Regers, in der Stadt eine Reger-Ehrung statt. Zum Abschlusskonzert kommen Rundfunkchor und Rundfunkorchester Berlin sowie zahlreiche DDR-Stars nach Meiningen. Das Ereignis zieht auch den Umbau der Schlosskirche zum Konzertsaal (mit Orgel) nach sich, der bis heute allerdings unbefriedigend geblieben ist.

Und 1966, zum 50. Todestag, findet sogar eine zwölftägige Max-Reger-Ehrung statt. Die Dresdner Philharmonie und Solisten des Gewandhausorchesters Leipzig treten auf, mit Elisabeth Krömmner und Annelies Burmeister geben sich Star-Solisten die Ehre, das Festprogramm wird dreisprachig (Deutsch, Russisch und Englisch) verfasst und sogar eine Festschrift mit Hardcover-Einband wird gedruckt. Herta Müller, die 1965 ans Museum kam, erinnert sich noch an diesen „Paukenschlag“. Seitdem hat sie der Komponist und Dirigent nicht wieder losgelassen. Über das Buch, das die Stadt nun mit ihrem Text herausgegeben hat, freut sie sich ungemein. Auch wenn der Einband nicht so schön und solide ist wie damals. „Für mich schließt sich da ein Kreis“, sagt sie. Wie schön! „Max Reger in Meiningen“ ist u. a. im Museumsshop erhältlich.



Lars Redlich – ein Kandidat für den nächsten Meiningener Kleinkunstpreis.

Foto: Michael Reichel

Mager-Quak und Siri-Sülze

„Kesselfleisch“ ruft das Publikum, „Strapse“ oder Koloskopie“. Einen einigermaßen sinnvollen Liedtext verspricht der Herr da vorne – und gibt sich eine Pause lang Zeit zum tüfteln: Lars Redlich zu Gast auf der Meiningener Kleinkunsthöhle.

Von Peter Lauterbach

Ein bisschen Lars muss sein“, findet der Lars. Sein zweites Programm heißt so. Anzug, Fliege, Turnschuhe – erklärt das dazugehörige Plakat die Stilfrage. Er findet auch: „Lars But Not least!“ Heißt soviel wie: Lars kommt jetzt auch noch dran. Sein erster Bühnen-Kracher in abendfüllender Länge. Der Herr auf dem Plakat diesmal mit Schlips. Die Dame ohne Kopf, aber im kurzen Schwarzen und mit Stöckelschuhen bewaffnet. Bei den Meiningener Kleinkunsttagen gibt es einen Mix von beiden. Und wie finden wir das? Nun, interessant.

Lars in Worte zu fassen ist nämlich gar nicht so einfach. Zunächst ist da viel Luft nach unten: Was ist Mager-Quak? „Ein ausgehungertes Frösch!“ Hahaha. Dann, der Lars ist jetzt mit Gitarre gerüstet und spielt Bob Dylan: „Waren gestern Bohnen im Salat?“ Oh, Yeah! „The answer, my friend, is blowing

in the wind“. Alles klar? Aber er sagt ja selbst, der Lars Redlich, ein Kabarettist – das sei er nicht, mehr so ein Musik-Comedian. Der durchaus das Metier zwischen ganz unten und weiter oben beherrscht. Nicht nur dank Siri, also die nervige Apple-Quatschante, die ihm auch ins illustre Programm funkt. Sondern auch Dank enormer Musikalität (Gesang, Gitarre, Piano, Klarinette und womöglich Kastagnetten). Und durch beeindruckender Schlagfertigkeit. So in der Mitte der Kleinkunst liegt die Habanera. Also die von Ravel in den Farben von Redlich. Man stelle sich vor, Spanien, Sonne, 30 Grad, ein Liebespaar und roter Wein. Lars spielt, singt von Ratatouille und Sarkozy. Olé!

Jubel beim Publikum, dann die hohe Schule: Gebt mir ein Wort! „Kesselfleisch“, ruft er aus dem Saal, „Autobahn“, „Wolpertinger“, „Strapse“ (na ja, Meiningener Kleinkuntpublikum) oder „Koloskopie“ (ein Arzt ist wohl auch im Saal). Und der Lars sagt, gebt mir eine Pause Zeit, trinkt eine Cola und dann sing ich euch ein Lied, das sich gewaschen hat und in dem sich eure Worte wie in Schillers „Glocke“ süß und sinnreich aneinanderkuscheln. Sagt er natürlich nicht, aber er dichtet und nach der Pause spielt er ein Lied, in dem alles drin ist, was das Meiningener Publikum sich so wünscht für einen Freitagabend. Und das jubelt und weiß: Lars Redlich ist einer! Ein Kandidat für den nächsten Kleinkunstpreis! Finden wir auch.

An der Oper Erfurt bescheren die „Boys from Syracuse“ ein Vergnügen ohne Krieg und Tote.

Von Joachim Lange

Die Oper in Erfurt nimmt ihr griechisches Spielzeitmotto ernst. Auch wenn es heiter wird. Soll heißen: zu den Stücken, die von der alten und nicht ganz so alten griechischen Geschichte handeln, braucht es nach all dem tragisch vergossenen Bühnenblut auch mal was zum Lachen. Erst damit wird die dramaturgisch pfiffige Idee abgerundet.

Amüsement, das mit den Klischees spielt, als wären Jahrmarktjongleure mit ihren Bällen am Werk. Die Jungs aus Syrakus im Musical „The Boys from Syracuse“ von Richard Rodgers aus dem Jahre 1938 sind da genau die Richtigen. Diese Broadway-Adaption von William Shakespeares „Komödie der Irrungen“ entfaltet auch in der jüngsten Inszenierung in der Erfurter Oper nach so vielen Jahrzehnten noch ihren komödiantischen Charme. Es war gut genug für Shakespeare und ist gut genug für uns – meinen die beiden wie aus einem Asterix-Comic entsprungenen Diener-Zwillinge, die es nach Syrakus und nach Ephesus verschlagen hat, gleich zu Beginn. Und sie haben recht damit.

Zum Verwechseln ähnlich

Es geht um in der Kindheit voneinander getrennte Zwillinge, die sich nach vielen Jahren wieder begegnen. Sie haben sich (wie das Leben so spielt) so ähnlich entwickelt, dass sie selbst ihre Nächsten verwechseln. Da sind zum Einen der ledige Kaufmannssohn Antipholus und sein Sklave Dromio. Die leben in Syrakus und besuchen das am östlichen Ende der damaligen griechischen Welt liegende Ephesus. Dort leben ihre Zwillinge unter dem jeweils gleichen Namen. Allerdings sind die beide mit zwei ziemlich fordernden Frauen verheiratet.

Damit die Komödie Fahrt aufnimmt, gehört es zur Staatsräson in Ephesus jeden Syracuser einen Kopf kürzer zu machen, wenn er sich nicht mit einem horrenden Sümmchen Lösegeld freikaufen kann. Außerdem gibt es in Ephesus ein reichlich (auch von Antipholus) frequentiert Bordell, samt korrupten Staatsdienern. Das was man heute Framing nennen und vermutlich neben der

Ein bisschen Spaß muss sein



Die dienenden Zwillinge: Livio Cecini und Máté Solyom-Nagy

Foto: Lutz Edelhoff

ganz selbstverständlich im Stück mitspielenden Sklaven wegcanceln würde, war zu Shakespeares Zeiten und Ende der Dreißigerjahre kein Problem, sondern Treibstoff für ein komödiantisches Feuerwerk. Und ist es heute als historisches Musicalvergnügen natürlich immer noch.

Regisseurin Geertje Boeden verspricht im Programmheft, dass ihre Inszenierung ein Musical mit Stachel „skurril, absurd, überdreht und schwarzhumorig“ sein soll. Und genau das liefert sie mit einem fabelhaften Ensemble. Die zum Teil zum Hausensemble gehörenden Protagonisten lassen sich von deren Sinn für Timing inspirieren, bewältigen auch die gesprochenen Passagen eher mit boulevardeskem Witz. So wie sie mit dem Reim-dich-oder-ich-schlag-dich umgehen, macht es allemal Spaß zu zusehen und eben auch mal niedrigschwellig zu lachen. Es kommt, wie es kommen muss: sowohl die Ehefrau des Antipholus aus Ephesus als auch die seines Dieners Dromio verwechseln ihre Männer.

Die Vorlage blüht so vor sich hin, reimt sich auch in der deutschen Übersetzung von Heiner Bruns, was das Zeug hält. Dazu eine gut abgehangener Vor-Webber-Sound von Richard Rodgers aus dem Jahre 1938, der auch genauso klingt. Es war die erste Vertonung eines Shakespeare-Stückes für den Broadway, schlug ein und brachte es auf 235

Vorstellungen. Auch in den Sechzigerjahren funktionierte es noch, strandete 1963 in England und schließlich auch hierzulande.

Clemens Fieguth, die Erfurter Musiker im Graben und das äußerst spielfreudige, sprach- und gesangssichere Protagonistenensemble belegen, dass die „Boys from Syracuse“ es immer noch mit ihren jüngeren Nachkommen aufnehmen können. Benjamin Eberling als Antipholus aus Syrakus und Dejan Brkic als sein Zwilling aus Ephesus ähneln sich mehr im Habitus als wirklich im Aussehen. Livio Cecini und Máté Solyom-Nagy als die beiden Diener sind sich in ihrem Aufzug tatsächlich zum Verwechseln ähnlich. Wunderbar wie Daniela Gerstenmeyer den herrschsüchtigen Ehedrachen Adriana gibt und Katja Bildt als Köchin stets das metaphorische Nudelholz für ihren Dromio bereithält. Um das Treiben in Philip Rubners Bühne aus angedeuteten beweglichen Turm-, Treppen- und Hauselementen am Laufen zu halten, gibt es jede Menge weiteres Personal, ob Herzog, Puffmutter, Priesterin oder Goldschmied. Sie alle folgen dem instinktstarker getimten Tempo der Inszenierung. Bis zu dem am Ende dann doch etwas mit der Brechstange herbeigeführten Happy End. Ohne Tote, mit viel Lachen und Applaus.

→ Nächste Vorstellungen am 24./31. März, 2023